

«Management by Champignon»

Luc Saner, Herausgeber von «Studium generale», zur Uni-Debatte

Von Dominik Heitz

BaZ: Als Bürger gewinnt man den Eindruck, Professoren der Geisteswissenschaften stossen heute in der Gesellschaft keine relevanten Themen mehr an. Man fragt sich, wo grosse Denker sind wie Karl Barth, der sich politisch äusserte, oder Walter Muschg, der im Nationalrat sass.



Luc Saner: Es ist mit Sicherheit so, dass grundsätzlich Geisteswissenschaften eine Führungsrolle in der Gesellschaft, die globalisiert und komplex ist, viel weniger wahrnehmen können als in einer Gesellschaft, die weniger globalisiert und weniger komplex ist. Was ich meine: die von der BaZ aufgeworfene Frage und auch Kritik an der Uni Basel in Bezug auf fehlende «Leuchttürme» trifft ein grundlegendes Problem – nicht nur bei den Geisteswissenschaften an der Uni Basel oder in der Schweiz, sondern global: die extrem hohen Spezialisierungen in einer globalisierten und komplexen Welt.

Aber es gibt ja auch Themen, die nicht global sind, sondern national und lokal. Edgar Bonjour hat eine mehrbändige Schweizer Geschichte geschrieben. Walter Muschg provozierte mit seiner «Zerstörung der deutschen Literatur».

Gut, man ist ja nun daran, eine Basler Geschichte in die Wege zu leiten.

Schon. Aber warum muss der Anstoss von aussen kommen? Weshalb nicht Ideen von innen?

Es hat insofern mit Globalisierung zu tun, als dass sich die Thematiken in der Komplexität erhöht haben. Nehmen wir das Religionsproblem im Zusammenhang mit dem Islam. Das ist natürlich hochgradig verknüpft mit dem Energieproblem, weil sich die entscheidenden Ölquellen weltweit im Nahen Osten und dort in den muslimischen Ländern befinden. Und das führt immer wieder zu Eingriffen westlicher Staaten militärischer oder geheimdienstlicher Natur. Und das ist unter anderem ein Grund, dass diese Staaten, die in der Mehrheit eine andere Religion als wir haben, versuchen, sich wieder auf die eigenen Wurzeln zu besinnen, und den Islam entsprechend vorantreiben.

Reicht diese Erklärung? Gäbe es nicht Wege, dieses Problem zu lösen?

Ich meine, die enorm vielen Zusammenhänge zu erkennen, ist mit dem Spezialistentum nicht möglich. Wenn man das Programm anschaut, das ich in meinem Buch «Studium generale – Auf dem Weg zu einem allgemeinen Teil der Wissenschaften» vorschlage, dann sieht man, dass zum Beispiel die Rechtswissenschaften nur einen kleinen Teil der Wissenschaften verkörpern und es innerhalb der Rechtswissenschaften wiederum zahllose Differenzierungen gibt. Bei der anderen Frage, die Sie in den Raum stellen, nämlich jener, fundamentale Ideen zu haben, muss man sich einfach bewusst sein: Das haben nur ganz wenige. Ein grosser Teil der Dozenten erklärt lediglich die bestehenden Systeme. Aber neue Ideen ausserhalb der bestehenden Systeme zu haben, ist relativ selten. Damit muss man leben. Und man darf etwas nicht vergessen: Die Schweiz ist ein kleines Land. Und wenn man wie die Basler Universität im Ranking bei den besten 150 ist, dann ist das natürlich sehr gut. Global haben wir in allen Wissenschaften einfach das fundamentale Problem, dass wegen der Hochspezialisierung kein Überblick mehr vorhanden ist.

«Die Frage nach den «Leuchttürmen» trifft ein grundlegendes Problem.»

Gut, aber einen fundierten Überblick hat wohl niemand, können wohl auch grosse Denker heute nicht haben.

Der Geist der Political Correctness ist zu stark verankert. Dieses Political-Correctness-Denken verhindert, dass Leute den Kopf über die politisch korrekte Ebene hinausrecken. Man sagt dem, brutal gesagt, Management by Champignon: im Dunkeln halten, mit Mist füttern und wenn sie Köpfe zeigen, diese abhauen. Aber das ist nicht entscheidend. Entscheidend ist von mir aus gesehen das globale Phänomen der Spezialisierung der Wissenschaften, die nicht in der Lage sind, globale, komplexe Probleme zu lösen, weil sie die vielfältigen Verknüpfungen ihres eigenen Faches mit anderen Fächern nicht erkennen. Und deshalb nicht in der Lage sind, für diese Probleme Lösungen zu präsentieren.

Und die Lösung sehen Sie im Studium generale, das Sie in Ihrem Buch erklä-

ren? Gibt es denn schon Universitäten, die das anbieten?

Es gibt sehr viele Studia generalia – zum Beispiel in Freiburg. Mein vorgeschlagenes zweisemestriges Studium generale setzt nicht nur eine bestimmte Art und Weise des Studierens voraus, sondern ein System, das man Einheit der Wissenschaft nennt. Es braucht einen allgemeinen Teil der Wissenschaften, in den sich die Fachdisziplinen einbetten können. Deshalb habe ich für mein Buch zahlreiche Wissenschaftler beigezogen.

Zwei Semester Studium generale für alle? Nein, für zehn Prozent der Studierenden sollte das reichen.

Warum nicht alle?

Weil viele überfordert sind. Die Themen sind so breit, dass ein grosser Teil der Studierenden nicht in der Lage ist, mitzumachen. Jene Studenten, die nur eine Ausbildung machen wollen, brauchen kein Studium generale. Universitäten ohne Studium generale würde ich dann als höhere Fachhochschulen bezeichnen.

Aber grösseres Wissen setzt ja nicht unbedingt ein eigenwilliges Denken voraus, das zu Gedanken führt, die in die Gesellschaft hineingetragen und öffentliche Diskussionen auslösen könnten.

Das politisch korrekte Verhalten auf der einen und die Massen-Uni mit Ausrichtung auf das Bologna-System auf der anderen Seite sind dafür unter anderem verantwortlich, weshalb Professoren den Kopf nicht herausstrecken. Aber ich glaube auch, dass die Dozenten heute überlastet sind. Wenn man Professor werden will, muss man so lange und so viel arbeiten, dass man, wenn man einmal Professor ist, erschöpft ist. Der Weg zum Professor ist lang und hart, das schreckt viele ab. Zudem gilt es festzuhalten, dass Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften bei den Nationalfonds-Zahlungen zunehmend marginalisiert werden.

Stress als Grundübel?

Sicher. Die Kritik der BaZ muss aber fundamentaler sein, nämlich die Spezialisierung im Wissenschaftsbetrieb anprangern, die Konsequenzen hat in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft: Leute, die hier an Positionen kommen, haben meistens diese spezialisierte Uni-Ausbildung. Das seucht sich in das ganze globale System und führt dazu, dass grundlegende Probleme nicht mehr gelöst werden können.



Gewürze und Utensilien. Däfte aus aller Welt, Backtröge aus der Region und jede Menge Informationen bietet die neue Weihnachtsausstellung. Fotos Christian Jaeggi

Nachbarn wollen Flüchtlinge am Dreispitz willkommen heissen

Im Januar werden die ersten Asylsuchenden in neue Wohnsiedlung einziehen

Von Franziska Laur

Basel. Gut 150 Bewohner des Dreispitz-Quartiers kamen am Mittwoch ins Gundeldingerfeld, um sich Infos zur neuen Wohnsiedlung für Flüchtlinge zu holen. Die meisten ärgerten sich nicht über die künftigen Quartierbewohner, sondern tönten an, dass sie sie mit offenen Armen willkommen heissen möchten. So gingen besorgte Fragen ein, ob die strikten Regeln nicht der Integration hinderlich seien, weshalb die Kinder in eine separate Schule müssten und ob sie allenfalls Kontakt mit den Zuzüglern pflegen könnten.

Jens Jörn Jenrich, der den Betrieb leiten wird, sagte dazu: «Regeln sind nicht integrationshinderlich.» Sie seien zum Schutz der Bewohner angebracht, wie auch die Videoüberwachung beim Eingang. Jenrich, der jetzt die Empfangsstelle für Asylbewerber an der Dornacherstrasse leitet und mit dem ganzen dortigen Personal an den Dreispitz wechselt, freut sich auf die neue Aufgabe, die er Mitte Januar in Angriff nehmen kann: «Es ist ein Areal mit vielen Möglichkeiten.»

42 Modulwohnungen

Laut Christoph Währen, Projektmanager im Hochbauamt, werden 42 Wohnungen mit Platz für vier und

acht Personen erstellt. Je zwei Personen sollen sich ein Zimmer teilen. So kommt jede Person auf eine Nutzfläche von 16 Quadratmetern. In der neuen Siedlung sollen 250 Flüchtlinge Platz finden. Der Grosse Rat bewilligte einen Kredit von rund elf Millionen Franken.

Die Modulbausiedlung wurde vom Büro in situ der bekannten Architektin Barbara Buser konzipiert. Sie gilt als ausgewiesene Expertin in Sachen Arealentwicklungen.

Nachtruhe um 22 Uhr

Jens Jörn Jenrich gab Auskunft zum Betrieb der Anlage und dem Umgang mit den Flüchtlingen. So werde es in der ersten Phase des Ankommens eher darum gehen, Halt zu geben und Hilfe bei der Bewältigung des Alltags zu leisten. Für die zweite Phase des Projekts seien ein Beschäftigungsprogramm oder Deutschkurse vorgesehen.

Das Haus sei jedoch auch mit einer Videoüberwachung und 24-Stunden-Präsenz ausgestattet. Selbstverständlich könne man auch Sanktionen ergreifen, wenn sich Flüchtlinge nicht regelkonform verhalten oder gegen die Hausordnung verstossen. Diese sieht vor, dass Besuch lediglich zwischen 10 und 22 Uhr erlaubt ist. Nachtruhe gilt ab 22 Uhr, wobei die Bewohner auch später ein und aus gehen können.

In der Fragerunde überwogen die fürsorglichen Überlegungen. Dies mag daran liegen, dass die Überbauung lediglich an das Wohnquartier am Walkweg stösst. In diesen ehemaligen BVB-Wohnungen scheinen Leute zu leben, die Veränderungen und Fremdem gegenüber aufgeschlossen sind. Eine ältere Dame äusserte sich dazu gelassen: «Jetzt sehen wir zwar den Sonnenuntergang nicht mehr. Doch das war abzusehen.»

Einige erkundigten sich bei der Quartierkoordinatorin Gabriele Frank auch, ob es möglich sei, sich einzubringen, sodass ein Austausch stattfindet. «Auf jeden Fall», bestätigte diese. Es sei ein grosses Anliegen, dass es einen Input von innen nach aussen wie auch umgekehrt gebe. «Es soll keine Gettoisierung stattfinden.»

Fixerstübli und dazu Flüchtlinge

Einige kritische Fragen gab es allerdings auch. «Fixerstübli und jetzt noch Flüchtlinge. Wann wird der Dreispitz endlich aufgewertet?», lautete eine. Währen sagte dazu, die Siedlung sei lediglich provisorisch für fünf Jahre vorgesehen. Im 2021 und 2025 liefern für viele der dort stehenden Schrebergärten die Nutzungsverträge aus. Dann werde ein neues Konzept erstellt und eine Aufwertung erfolgen.

Es weihnachtet sehr

Museum der Kulturen zeigt die Ausstellung «Vom Zimt zum Stern»

Von Franziska Laur

Basel. Zurzeit duftet es himmlisch im Museum der Kulturen. Zum Auftakt der Vorweihnachtszeit hat Kurator Dominik Wunderlin eine Ausstellung unter dem Titel «Vom Zimt zum Stern – himmlische Däfte aus aller Welt» zusammengestellt. Dabei ist auch vieles rund um die Backstube zu sehen. So steht ein Miniatur-Kolonialwarenladen als Symbol für Handel und Verkauf. Gezeigt werden Behälter aus Ton, Holz oder gar Bast, in denen in früheren Zeiten die Gewürze aufbewahrt worden sind. Zu sehen sind Handmühlen, Mörser, Gebäckformen und Ausstecher. Und natürlich kann man die Däfte auch erschnuppeln.

Wissen Sie, wie Ingwer riecht? Diese meterhohe Pflanze mit ihrem knollig verzweigten Wurzelstock? Oder Vanille, das Würzmittel aus der Familie der Orchideengewächse, das die Trinkschokolade so herrlich verzaubert und Cremes veredelt? Doch Gewürze sind nicht nur gut, Gewürze sind auch gesund. Ihnen werden wärmende, verdauungsfördernde und heilende Kräfte zugeschrieben. Sie reinigen den Orga-

nismus, regen Herz, Kreislauf und Stoffwechsel an. Dies wussten Ärzte zu nutzen und der gemeine Bürger schätzte es so sehr, dass Kardamom gar in Kleidungsstücke eingenäht wurde.

In der Ausstellung erfährt man auch, dass Mohn nicht nur ein Arznei- und Rauschmittel ist, sondern dass Mohn mit Honig bei den Römern ebenso beliebt war wie Mohnbrote. Und natürlich kommt auch das Leckerli zur Sprache – dieses Basler Guetsli mit hochwertigen Gewürzen wie Zimt und Muskatnuss und Gewürznelken.

Pfeffersäcke unterwegs

Kurator Dominik Wunderlin verschweig nicht, dass in der Geschichte der Gewürze auch Schindluder getrieben wurde. Die meisten der edlen Knollen, Kräuter und Samen kommen aus fernen Ländern und im Gewürzhandel wurden auch brutale Methoden angewandt, damit Händler sich die Taschen mit Monopolen füllen und die Herkunftsländer ausbeuten konnten. Die hanseatischen Händler, die durch den Gewürzhandel reich geworden waren, wurden denn auch Pfeffersäcke genannt.